Zeitschrift: Publikationen der Arbeitsgruppe für Kriminologie

Herausgeber: Schweizerisches Nationalkomitee für geistige Gesundheit ; Arbeitsgruppe für Kriminologie

Band: - (1986)

Artikel: Kriminologische Aspekte des Suizids

Autor: Schuh, Jörg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1051021

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kriminologische Aspekte des Suizids

Jörg Schuh

»Wer früher stirbt, ist länger tot« hat ein gelangweilter Student in sein Pult geritzt. Hat er gewußt, wovon er gesprochen hat?

Das Sterben scheint nicht allzu schwierig zu sein. Es bedarf keiner besonderen Fertigkeiten und kann von jedem vollzogen werden. Ganz im Gegensatz zum Leben. Dies kann schwer sein: leben zu müssen, bis man stirbt, endlich sterben darf, ob der Tod nun unmittelbar bevorsteht und für den Leidenden eine Erlösung darstellt oder ob er in weiter Ferne liegt und die zu überwindende Spanne eine unerträgliche Bedrohung darstellt. Müssen wir uns den Tod erst dadurch verdienen, daß wir leben oder ist ein Leben immer dann erfüllt, wenn der Tod ihm ein Ende bereitet, bewußt herbeigeführt oder unabhängig vom Willen des Menschen?

Nach Dorothy Pitkin liegt das endgültige Wort über die Qualität des Todes und des Lebens bei dem Sterbenden selbst. Letztlich ist es der Sterbende, der bestimmt, wie sein oder ihr Lebensende gekennzeichnet sein wird – ob der Tod die Kulmination eines erfüllten Lebens ist oder nur das Ende einer Anzahl von Jahren, die in dieser Welt hingebracht worden sind. Unsere letzten Lektionen über den Tod müssen von den Patienten selbst stammen.

Gesundheit ist nicht dasselbe wie Glück, Überfluß oder Erfolg. Bei ihr geht es vor allen Dingen darum, sich mit den Umständen, in denen wir uns, sie mögen sein, wie sie wollen, vorfinden, in voller Übereinstimmung zu befinden. Sogar unser Tod ist ein Ereignis der Gesundheit, wenn wir die Tatsache unseres Sterbens voll erfassen. Das Problem ist das Bewußtsein, gegenwärtig zu leben. Woraus auch immer unsere gegenwärtige Existenz besteht: wenn wir sie als Ganzheit erfahren, sind wir – nach Joel Latner – gesund.

Gesund – aber wenn die Dinge, die für uns im Leben den größten Wert besitzen, zerstört werden und keinen Sinn mehr haben, können wir darauf in verschiedener Weise reagieren. Wir können ein Leben mit Gefühlen der Depression und in extremen Verhältnissen führen; wir können es vollständig aufgeben, uns am Leben zu beteiligen, indem wir ein Leben der Trennung entwickeln. Das ist die endgültige oder extreme Verzweiflung.

Aber wir können auch das Negative unserer Existenz vor dem Bewußtsein verbergen. Dies bleibt immer nur ein Versuch, weil diese Verteidigung nur selten lange wirksam sein wird, besonders in Situationen extremer Belastung, wie etwa der unseres eigenen Todes oder des Todes von jemandem, der uns etwas bedeutet. Wie weit können wir über uns hinausreichen, um Trost und Hilfe zu geben, aber vor allem zu erhalten? Wie weit sind wir noch offen, Freude zu empfinden, uns zu sorgen, Enttäuschung, Haß und Zorn von uns fernzuhalten?

Mensch-Sein zeichnet sich aus durch soziale Wesensart und durch Mitmenschlichkeit. So sind wir Lebewesen, die durch ihr Verhalten zu anderen Personen ihrer selbst inne werden. Wir können Verbindungen nicht abbrechen, ohne unseren Wert zu verlieren.

Deshalb ist der Mensch halb ICH, halb Teil der Gesellschaft, die ihn trägt. Die Gemeinsamkeit liegt vor allem im sozialen Verhalten und dies definieren wir als die umgreifende Kraft der Teilhabe, als die Lust, sich zu gesellen und das eigene Wesen zu steigern in der Verbindung mit fremdem. Aus dem zufälligen Knäuel, aus dem bloßen Zusammen-geworfen-Sein der Menschen schafft soziales Verhalten ein Miteinander. Indem es Beziehungen setzt und zu verschiedenen Formen ausprägt, gibt es großen wie kleinen Gruppen einen besonderen Halt.

Zusammenleben ist letztlich nur möglich, weil jeder Keime sozialen Fühlens in sich trägt. Das Annehmen des anderen und das sich ihm Anähneln scheinen die unmerklichsten Bedingungen. Es gibt aber einen ganzen Bestand von sozialen Gefühlen. Ihnen allen wohnt die Neigung zum und die Leistung für den anderen inne. Sie bilden das emotionale Material der Verflechtung, welches die Gruppen, aber auch ein Ganzes bindet und verpflichtet.

Der, der seinem Leben ein Ende setzt oder setzen will, ist nun jemand, der sich neben, außerhalb oder gegen das Miteinander stellt. Wie ist das möglich?

Wir bestehen aus dem, was wir sind und aus dem, wie wir uns halten. Beides verbindet sich zu unserem augenblicklichen Charakter. Je nachdem, wie stark wir selbst dabei beteiligt sind oder wie tief eine Haltung in uns eindringt, wird dies zu unserem dauerhaften Charakter. Wir gehen durch Verwandlungsformen des Charakters hindurch, die den Stempel des Episodischen tragen. Haltung wirkt mit. Jemand nimmt eine Haltung ein, die ihm gefällt, in der er sich wohlfühlt, mit der er zurechtkommt. Er bleibt in ihr, möglicherweise lange Zeit. Und eines Tages legt er sie ab, weil er anders zur Welt steht. Und dann kommt eine Haltung, die zur zweiten Natur wird. Der Stil, den der Mensch nun annimmt, wird zur veränderten Seinsform, zum Sein selbst. Zuerst verfügt man über eine Haltung, dann verfügt die Haltung über uns. Sie ist Eigentümlichkeit geworden, zusätzliche Individualität, vielleicht auch Angst und Bedrohung.

So wie Haltungen und Verhaltensweisen entstehen, entstehen auch Fehlhaltungen. Verformung kann für Menschen abträglich werden. Verformung kann zu Daseinsformen führen, mit denen der Mensch nicht mehr zurechtkommt. Sie überdecken das Eigentliche und lassen das Konstruktive, das Mögliche nicht mehr erkennen. So geht die Beziehung zum Konstruktiven verloren oder sie wird verdrängt: eine Art konische Einengung oder Versandung. Das bedrohliche, lebensgefährdende Element ist nun nicht mehr zufälliges Ergebnis von seelischen Verstimmungen, von Konflikten oder Erlebnissen, sondern Ausfluß der nicht mehr erkennbaren konstruktiven Haltung, die sich vornehmlich im selbsttötenden Verhalten manifestiert. Der Mensch ist ein Kosmos von Anstößen, die ihn bewegen, auf bestimmte Ziele zu, von ihnen weg; die diese Ziele erreichen oder sie verfehlen, ohne daß wir immer begreifen können, warum. Solange wir aus dem Vollen schöpfen, sind wir uns der Kräfte, die uns treiben, nicht bewußt. Erst wenn etwas fehlt, spüren wir, daß wir unter Druck stehen, daß wir stets Notwendigkeit in uns haben, d.h. Not, Drang und Bedürfnis.

Das läßt sich erklären. Es gibt vier große Kreise menschlichen Wesens: Das Sein, das Haben, das Gelten und das Fühlen-Wollen. Zwischen diesen Extremen leben wir, streben wir und werden vor allem getrieben. Wir möchten etwas sein, genug haben, viel gelten und unsere Gefühle angemessen leben und erleben können. Der Schwerpunkt liegt für jeden an anderer Stelle. Die Extreme stehen im Einklang oder im Widerstreit. Nimmt man aber an, daß der Mensch nur selten aus dem Vollen schöpft und daß dadurch Menschsein bis zu einem gewissen Grad Ungesättigtsein bedeutet, dann ergibt sich daraus, daß immer irgendwo etwas fehlt. Dem einen ist das Sein wichtig, dem anderen das Haben und das Fühlen ist das wichtigste. Das Fehlen aber ergibt Spannung, Unzufriedenheit, Sehnsucht. Der so Leidende drängt nach Ausgleich: nach dem anderen und vor allem nach mehr: anders-Sein, mehr-Haben, so annehmen zu dürfen und so angenommen zu sein, wie es den Bedürfnissen entspricht. Und wenn der Mangel im einen oder in mehreren Extremen übergroß wird und nicht mehr gestillt werden kann, dann kommt es zum Erlebnis der Vergeblichkeit, zur Frustration und aus ihr heraus zum Bedürfnis, Zeichen zur Veränderung zu setzen oder den totalen Abbruch zu wagen: zum Selbstmordversuch oder zum Selbstmord.

Alle Lebewesen – Menschen, Tiere, Pflanzen – wenden sich von schädlichen Reizen ab und greifen nach jener Energieform, die ihren Lebenstonus erhöht. Organismen, die nicht imstande sind, Wohltätiges zu integrieren und Abträgliches auszuscheiden – zumindest in der Form des Ausweichens, der Flucht, des Totstellens, wenn der Kampf aussichtslos ist –, gehen zugrunde. Vergeblichkeiten und Enttäuschungen ahmen diese biologischen Verhältnisse nach, mögen sie sich in gegenwärtigem Schmerz oder in künftiger Gefahr äußern. Wenn aber der Lebenstonus unterhalb

eines gewissen Pegels liegt, so ist die kommende Dramatik bereits schon vorbestimmt.

Der Mensch ist plastisch und zur Formung dann fähig, wenn er sich in »normalen Zeiten« und »normalen Situationen« befindet. Von ihnen gehen wir bei der Beurteilung selbstmörderischer Handlungen im Regelfalle aus. Der objektive Ratgeber hätte doch sicher eine Lösung zur Hand gehabt. Wie läßt es sich auch erkennen, daß der Gefährdete aus seinem lebensnotwendigen Rhythmus geraten ist und so unsere Gesetzmäßigkeiten nicht mehr zutreffen und unsere Normalpsychologie ein weiteres Mal in die Irre geht. Hätten wir doch vermutet, daß der Mensch dank seiner Fähigkeit, nicht nur nach vorgeformten Verhaltensmustern vorzugehen, fast unendlich mannigfaltig reagieren könne; sich den Situationen, so schwer sie subjektiv auch erträglich sein mögen, anpasse und Konfliktlösungsstrategien entwickle.

Ist der Mensch, der seinem Leben ein Ende setzen will, aus der »vernünftigen Welt«, in der wir leben, herauskatapultiert oder befindet er sich tatsächlich, wie Ringel sagt, ›am Ende einer krankhaften Entwicklung‹? Ist – mit anderen Worten – Selbstmord Tod aufgrund einer Krankheit, so wie der Herztod oder andere pathologische Todesursachen?

Vom Unterschied zwischen Selbstmordversuch und Selbstmord ist zur genüge gesprochen worden. Zwischen beiden Formen liegt etwas, was man als den mißglückten Selbstmord bezeichnet, der in zwei Richtungen gehen kann: der technisch nicht umgesetzte Selbstmord oder der atypische Selbstmordversuch. Unbestritten scheint zu sein, daß der Mensch, der sich töten will, dies auch erreicht, vorausgesetzt: er irrt sich nicht in den Mitteln. Wie läßt sich also die hohe Quote derer erklären, die ›nur‹ einen Selbstmordversuch begehen? Wir kommen dem Verständnis wahrscheinlich näher, wenn wir das Wort ›Selbstmordversuch‹ ersetzten durch den Begriff des ›Lebensveränderungwillen‹. Meine ganz persönliche Erfahrung im Umgang mit diesen Menschen hat deutlich gezeigt, daß sehr häufig eine außergewöhnliche Dynamik im Spiel war. Hier sind Menschen tätig geworden, denen der ihnen gesteckte Lebensrahmen zu eng geworden war, die das Angebot der Umstände und des sozialen Umfeldes nicht angenommen haben, weil es ihren Erwartungen nicht mehr entsprochen hat. Hier muß doch der Selbstmordversuch eine ganz andere Bedeutung haben. Es kann doch nicht darum gehen: »sterben zu wollen«, sondern vielmehr: »leben zu wollen, aber anders und intensiver«. Sollte dieser Versuch wirklich das Ende einer krankhaften Entwicklung darstellen oder nicht gerade im Gegenteil ein Zeichen vitalster Lebensbejahung? Diese Frage wird sich so einfach nicht beantworten lassen, da sie von vielen Faktoren abhängt: Alter, Geschlecht, soziale Zugehörigkeit, Organisation oder Desorganisation der Familie usw.

Die Anschauungen scheinen sich extrem darzustellen: von der vitalen

Lebensbejahung, über das abweichende Verhalten bis hin zum Ende der krankhaften Entwicklung.

Das harte Wort des Selbstmordes oder des Selbstmordversuches läßt keinen Zweifel daran, daß die Begriffe dem strafrechtlich-kriminellen Bereich entstammen. Ließe sich daraus ableiten, daß die Vorgänge selbst ebenfalls kriminologischen Gesetzmäßigkeiten unterliegen oder aber ein Eigenleben führen? Allgemein wird sich sagen lassen, daß der Versuch, Hand an sich zu legen – bis hin zum endgültigen Abbruch – Konfliktlösungsstrategien darstellen, in der Hoffnung auf einen veränderten Neubeginn, in der unumstößlichen Resignation. Dies hat eine zeitliche Bedeutung. Selbstmörderisches Verhalten steht am Ende eines langen Entwicklungsprozesses oder erfolgt sehr überraschend und unmittelbar: der lange, vergebliche Kampf, das unerträgliche Ausharren oder der ganz unerwartete Eingriff.

Den Anfang dieser Reihe bildet ein irgendwie gearteter Ausnahmezustand, der häufig einen Kontrollverlust zur Folge hat. Das bewußte Denken ist in seiner Funktion erheblich eingeschränkt, ebenso wie die Steuerungsfähigkeit. Eine häufigere, aber weniger eingreifende Form abnormen Reagierens, bei der das selbsttötende Verhalten unmittelbar auf das Ereignis folgt, bezeichnen wir als den abnormen Erlebnisstoß. Er gründet in der gleichen Ursache wie der Ausnahmezustand. Aber hier fehlt die Bewußtseinstrübung. Die heftige Emotion ist durch ein isoliertes Ereignis bedingt – Verlassen des Intimpartners, affektive Enttäuschung, Versagen in Beruf oder Schule usw. – und springt in den Suizid um. Auch ein plötzlich zum Ausbruch kommender Konflikt kann die Ursache sein. Mit dem Suizidversuch – wenn es bei ihm bleibt – ist der Affekt gewöhnlich entladen. Über wenige Tage reicht der Erlebnisstoß nicht hinaus, sonst ist er kein Stoß mehr, der – wenn sein Ziel erreicht ist – die Stoßkraft verliert.

Eine weitere Form des Suizidverhaltens ist die abnorme Erlebnisreaktion. Sie ist eine vom Durchschnitt abweichende Antwort auf ein Erlebnis. Sie kann Wochen oder Monate dauern, bis sie entweder abklingt oder in chronischen Formen übergeht. Was sie auszeichnet, ist vor allem die Unangemessenheit des Reagierens. Heftige Anfälle und tiefe Verstimmungen lösen einander ab. Hier besteht immer die Gefahr der eigengesetzlichen Fortsetzung der Erlebnisreaktion, die bis hin zur Fehlentwicklung führen kann. Hier ist aus der ersten Reaktion Bewegung geworden. Eine Schwingung, die sich aus sich selbst heraus speist und stärker oder schwächer wird. Wenn gelegenheits- und persönlichkeitsbedingte ungünstige Momente hinzukommen, können sich feste Einstellungen herausgestalten, die zu wiederholten Suizidversuchen oder melancholischen Grundhaltungen führen.

Wenn wir von Ausnahmezuständen ausgehen, so stellt sich suizidäres Verhalten als Konfliktlösungsmöglichkeit dar. Suizid bildet einen starken

Reiz. Der krisenanfällige Mensch spricht auf Reize ganz besonders an, wenn er sich von ihnen die Lösung seiner Probleme verspricht. Dies verbindet den Suizid mit Konfliktlösungstechniken durch kriminelle Mittel. Der technische Vorgang ist durchaus ähnlich. In aller Regel spielt er sich in drei Phasen ab. In der ersten macht sich der Reiz als Möglichkeit bemerkbar, ein konkretes Problem dadurch zu lösen, daß man agiert oder sich distanziert und dies mit Mitteln, die von den allgemeinen Verhaltensformen abweichen. Hier erscheint allerdings das konkrete Anspringen auf den Reiz höchst unwahrscheinlich und sehr theoretisch: »wenn ich, dann vielleicht...« Die Eigenenergie ist wenig mobilisiert und es bleibt eher beim Wunschdenken als bei der konkreten Ausarbeitung derjenigen Mittel, die dem Reiz zur Konfliktlösung eine bestimmte Form verleihen könnten. Nun weiß man, daß die Zeit für den Reiz arbeitet und seine gleichbleibende Energie diejenige des Gereizten schwächt. Hier beginnt die zweite Phase, die sich dadurch auszeichnet, daß die Distanzen sich verringern. Hier nimmt die Möglichkeit, die gefährliche Situation aufgrund der ›reizenden‹ Lösungsmöglichkeit zu entschärfen immer mehr Gestalt an und rückt deutlicher ins Bewußtsein des Bedrohten. Die Lösung bietet sich an, liegt auf der Hand, ja, drängt sich auf. Hier kommt der technische Aspekt hinzu: wo, wann, mit welchen Mitteln? Dies setzt kompensierende Aktivitäten in Gang und verleiht dem betreffenden eine gewisse Stärke, so kurz vor der vernichtenden Tat: die Situation kann ihm nichts mehr anhaben, er kennt den Ausweg und die Lösung.

Hier kommt es häufig zu merkwürdigen Erscheinungen: derjenige, der fest entschlossen ist, seinem Leben ein Ende zu bereiten, erhält durch die bloße Möglichkeit der Lösung seines Konfliktes durch einen endgültigen Ausstieg soviel an innerer Kraft, daß die Umsetzung gar nicht mehr erfolgt. Und häufig reicht sogar diese neu erworbene innere Kraft zur konkreten Lösung des Konfliktes aus.

Dies würde dem Selbstmordversuch und dem Selbstmord eine ganz bedeutsame Funktion zusprechen. Eine Konfliktlösung gibt es immer, die auch dann noch offen steht, wenn alle anderen Versuche versagen: der Tod. Diese Möglichkeit scheint nicht nur tröstlich zu sein, sondern Mechanismen in Gang zu setzen, die mit dieser Todeslösung in Wettstreit treten. Und so gerät der Bedrohte aus seiner situativen, konischen Einengung in einen Bereich, der ihm wieder Übersicht verschafft und neue Lösungsmöglichkeiten aufzeigt. Dies führt zu einer gewagten, aber nicht unberechtigten Hypothese: die Gewißheit, im ausweglosesten Falle das Leben beenden zu können, kann lebenserhaltend wirken. Dies scheint in anderen Bereichen ähnlich zu sein. Eine wesentliche Bedrohung geht vom Endgültigen, vom Definitiven aus. Die bedrückende Angst, ewig ›so‹ weiterleben zu müssen, begründet resignative Zustände, die sehr unmittelbar von Selbstmordgedanken begleitet sind. Die Aussicht aber auf Verände-

rung vermittelt schöpferische Kraft. Das Bewußtsein, eine partnerschaftliche Beziehung abbrechen zu können, das Berufsfeld zu verändern, möglicherweise das Land verlassen zu können, um dadurch ein neues Menschenbild zu entwickeln, scheint so stimulierend zu wirken, daß konservativ-erhaltende Kräfte gestärkt oder entwickelt werden, die letztlich die Veränderung unnötig machen. Die Möglichkeit des Abbruchs schafft neue Öffnungen und Zugänge, entspannt und erleichtert augenblickliche Situationen, die unerträglich erscheinen. Aber es besteht auch die Gefahr, daß das ständige Spiel mit dem Abbruch zu Fehlhaltungen führt, die chronischen Charakter annehmen und dadurch Eigen- oder Familienstrukturen gefährden. Das ursprünglich Vital-Episodische wird zum festgefahrenen Muster, das das Aufsuchen anderer Lösungstechniken aus Streßsituationen verhindert.

Das selbstmörderische Verhalten wird dann nicht mehr aufzuhalten sein, wenn die stimulierende Veränderungskraft mangels Eigenenergie nicht mehr Platz greift und so der Fortgang unaufhaltsam wird. Wo äußere Einflüsse – der rettende Ausweg aus der Krise – das Geschehen nicht mehr beeinflussen können, ist das Unvermeidliche bereits vorgezeichnet. Der Betreffende verfällt in eine letale Krise oder moralische Agonie, aus der er sich mit eigenen Kräften nicht mehr befreien kann. Dies bedeutet den Abschluß der dritten Phase der Reifung der selbstmörderischen Idee.

Etwas könnte ihn noch zurückhalten: sein Gewissen. Dieser – eigentlich moralisch klingende – Begriff steht ebenfalls am Ende eines spezifischen Prozesses: dem Normübernahmeprozeß. Die Gesellschaft erlegt ihren Mitgliedern und denen, die es werden wollen – Kindern und Jugendlichen – Normen zur Erhaltung der Rechtsstaatlichkeit auf. Soziale Kontrollen helfen ihr dabei. So werden in Nachahmungs- und Lernprozessen diejenigen Verhaltensmuster übertragen und erworben, die die Gesellschaft als achtens- und lebenswert betrachtet. Als Abschluß eines harmonischen Normübernahmeprozesses betrachten wir die Ausgestaltung eines Gewissens, dessen Verletzung Schuldgefühle erzeugt. Ein Vorgang, auf dem ja vor allem unser Strafrecht beruht. Je nach Intensität des Normübernahmeprozesses können Gewissen und Schuldgefühle so bedeutsam werden, daß sie wesentliche kanalisierende Steuerungsmechanismen bilden, die pathologische Verhaltensformen eo ipso ausschließen. Bei Frauen scheint dieser Vorgang besonders ausgeprägt zu sein.

Dies ist näher zu untersuchen, auch deshalb, weil die Statistik uns lehrt, daß Mädchen und Frauen selbstmordversuchsanfälliger sind als Männer.

Die Gesellschaft hat für Frauen eine andere Ausprägung als für Männer. Da ihre Position im gesellschaftlichen System den Männern gegenüber nur begrenzte Handlungsmöglichkeiten offen läßt, ist die Frau vom Statuserwerb durch Konkurrenz und Leistung vorwiegend ausgeschlossen. Da sie diesen Status nur selten selbst erwerben kann, ist sie von einer Status-

zusprechung durch den Mann angewiesen. Durch den Vater zuerst, den Ehemann, den Geliebten danach. Der soziale Status ist also vor allem übertragen und nicht selbst erworben. Beim abweichenden Verhalten – und darunter zählen wir ja auch den Selbstmord – dienen ihr zum Statuserwerb nur solche Mittel, die sich an der traditionellen weiblichen Rolle orientieren. Sie benutzt also kulturell als illegitim definierte Mittel und weicht so vom definierten Rollenverhalten ab.

Nun stellt sich die Frage, warum Frauen auf Konfliktsituationen nicht vermehrt kriminell reagieren?

Dies liegt vor allem in den unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten zu kriminellen Handlungen. Die Frau ist von einem ganzen Bereich der Kriminalität ausgeschlossen und ist auf Nahräume wie Familie, Nachbarschaft und soziale Mikrostrukturen zurückgebunden. Frauen werden auf einen engen Pflichtenkreis erzogen. Sie neigen weniger dazu, sich gegen die gesellschaftliche Ordnung zur Wehr zu setzen, weil sie sich daran gewöhnt haben, hinzunehmen, was ihnen zuteil wird und auf Leiden vorwiegend masochistisch oder neurotisch, statt aggressiv zu reagieren.

Hinzu kommt, daß technische Fähigkeiten im Bezug auf kriminelles Verhalten dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden. Untersuchungen zur Kriminalität zeigen, daß Frauen diese Fähigkeiten nur begrenzt beherrschen.

Weiterhin ist ganz eindeutig, daß Mädchen und Frauen innerhalb der Familie und anderer gesellschaftlicher Institutionen einer wesentlich stärkeren sozialen Kontrolle unterliegen. Die weibliche Rolle ist rigider ausgestaltet und läßt den Kontakt mit kriminellen Verhaltensmustern unweit schwerer zu. Die strengere Überwachung und Einbindung in die ohnehin begrenzte soziale Struktur wirken sich auf das Sozialverhalten im allgemeinen aus.

So stellt sich die weibliche Kriminalität vor allem als Konfliktsbewältigung für die Frau dar. Kriminalität ist *eine* Möglichkeit sozialen Verhaltens. Von Frauen sehr viel weniger eingesetzt als von Männern. Frauen reagieren auf Konflikte überwiegend mit Anpassung und bevorzugen Problemlösungsmöglichkeiten, die weniger Dynamik verlangen als der Einsatz von Kriminalität.

Wenn wir davon ausgehen, daß der Anteil der weiblichen Kriminalität an der Gesamtkriminalität 13–15% beträgt und vermuten, daß die Frau nicht weniger kriminell veranlagt sei als der Mann, aber in ihren Umsetzungsmöglichkeiten wegen der geringen sozialen Öffnungen beschränkt sei, so stellt sich hier eine wesentliche Frage. Wir vermuten sicher zu Recht, daß die Frau ebenso viele zu lösende Konflikte besitzt wie der Mann. Wenn sie aber vorwiegend der Kriminalitätsdynamik ausweicht, zu welchen anderen Konfliktslösungsmöglichkeiten greift sie dann?

Wenn wir davon ausgehen, daß der Aktionsradius der Frau durch die dar-

gestellten Faktoren eingeengt ist, so müssen wir vermuten, daß sie ihre Konflikte in eben diesem eingeengten sozialen Feld zu lösen versucht, das ihr zugewiesen ist.

Zur Erklärung dienen uns hier zwei Prozesse, die gerade bei der Frau typisch sind: der Reduktionsprozeß und der des sozialen Selbstmordes (Selbstmord im weitesten Sinn). Die Frau reduziert: dies bedeutet, daß sie ihre ohnehin relativen Anforderungen noch mehr herabschraubt. Das Potential ihrer Lebensqualität verringert sich zusehends. Damit verschließt sie sich selbst die wenigen sozialen Zugänge, die ihr die gesellschaftlichen Zuschreibungsprozesse noch offengehalten haben. Dies führt zum Prozeß des sozialen Selbstmordes. Sie zieht sich so weit aus dem sozialen Leben zurück, bis sie auf sich selbst zurückgebunden ist. Dies beinhaltet aber auch, daß sie damit weitgehend unabhängig wird von der sozialen Kontrolle und – im Sinne des Normübernahmeprozesses – auch ihres eigenen Gewissens. Nun wäre sie zwar innerlich frei zur eigenständigen Reaktion auf Konflikte. Aber durch den Rückzug hat sie sich auch vom »Schutz der Herde« abgesondert, die nicht nur sozial kontrolliert, sondern auch soziale, dynamische Kräfte verleiht, die zum Überleben notwendig sind.

Verschiedene andere Konfliktslösungstechniken sind nun in logischer Folge denkbar. Die Flucht in die Krankheit liegt in greifbarer Nähe. Dies entspricht einer typischen Rückzugsstrategie und kommt sogar noch der gesellschaftlichen Erwartung von der Struktur der Frau als einem schwachen, nicht belastungsfähigen und zerbrechlichen Wesen zustatten. Damit schließt sich der Teufelskreis: die Konflikte werden nicht gelöst und die Zuschreibung zur Krankheit wird geschlechtsspezifisch.

Hierauf reagiert die Frau resignativ-melancholisch, bis hin zu depressiven Zuständen und gerät vielfach in den Sog der psycho-somatischen Störungen. Dies ist auch eine Art von Stigmatisierung: in ihrer Krankheit sieht sie sich durch die Brille, durch die die Gesellschaft sie sieht.

Wenn noch letzte Reste der Eigendynamik vorhanden sind, so greift die Frau zu Sonderformen von Konfliktlösungsmöglichkeiten, die oft pathologische Formen annehmen: Drogenkonsum, Alkoholismus, freizügiges sexuelles Verhalten, Vernachlässigung und vieles mehr. Erleichterte Verhaltensformen, weil sie sich der sozialen Kontrolle entzogen hat oder sie unbedeutend für sie geworden ist. Und oft merkt sie erst zu spät, daß sie diabolischerweise aus der primären sozialen Kontrolle in eine andere geraten ist: der der psycho-sozialen, psychiatrischen Überwachung, der Fürsorge, der totalen Abhängigkeit.

Hier liegt nun der Weg zum Selbstmord in greifbarer Nähe. Was der Frau häufig als appellativ-erpresserische Verhaltensform zugeschrieben wird, ist nichts anderes als der letzte Ausweg aus einem so eingeengten Lebensradius, in dem Alternativen nicht mehr vorstell- und vollziehbar sind. So

ist selbstmörderisches Verhalten nur eine Form, auf nicht gelöste Konflikte zu reagieren. Ausgeglichenheit oder Selbstmordversuch hängen unmittelbar mit dem Kommunikationssystem zusammen, das in der primären und sekundären sozialen Kontrolle vorherrscht. Beide Formen sind letztlich eine Art von Verbalisierung. Selbstmord ist ebenfalls abhängig von der jeweiligen Streßsituation und den noch verbliebenen Ausweichmechanismen.

Streß entsteht durch Überlastung, die der Organismus nicht mehr bewältigen kann, weil die Ausrüstung des Organismus unzureichend ist oder weil die Belastung von seiten der Umwelt extreme Ausmaße erreicht oder beides zusammen. Organismen haben Zerreißgrenzen. Sie unterscheiden sich nicht nur in der Art und Weise, wie sie zusammenbrechen, sondern auch in bezug auf ihre erlernten oder nachgeahmten Hilfsmittel, mit denen sie dem Streß vorbeugen, ihn bewältigen oder sich von ihm erholen können.

Wo Konflikte nicht mehr ausgetragen werden können, wo Meister-Sklaven-Verhältnisse herrschen, wo das soziale Übungsfeld normaler, freizulegender Energie nicht mehr besteht und verängstigender Streß die Oberhand gewinnt, sind die Menschen bereits vorgezeichnet, die zu selbstmörderischen Aktionen Zuflucht nehmen werden.

Dies betrifft freilich auch den Kinder- und Jugendsuizid. Das Erziehungsziel ist sicherlich Gewaltverzicht, aber sehr häufig bestehen die Erziehungsmittel gerade in der Gewalt selbst. Das vorerst biologisch bedingte Machtgefälle zwischen Erwachsenen und Kindern ist überwältigend und einschüchternd, nicht nur, weil die Erzieher weit überlegene Kenntnisse und Machtmittel, sondern vor allem, weil sie das Rechtfertigungsmonopol besitzen.

Weil wir vor allem »in Ruhe gelassen« werden wollen, glauben wir, daß auch die Kinder der Beruhigung und Beschwichtigung bedürfen. Die Schule verfährt ja ähnlich. Da beide auf Aggressionslosigkeit bestehen, berauben wir die Kinder jeder Möglichkeit, sich mit den eigenen aggressiven Tendenzen vertraut zu machen und wirkungsvolle, gewaltlose Ausdrucksalternativen für Wut und Enttäuschung, für Frustrationsreaktion und innere Spannung kennenzulernen, einzuüben und einzuspielen. Da dieses sozial-aggressive – in Grenzen sicher wünschenswerte – Übungsfeld entfällt, ist es nicht überraschend, daß im Grenzbereich der beiden sozialen Kontrollen – Schule und Elternhaus – Verängstigungen und Spannungen so groß werden, daß auch hier der Suizid auf die Zerreißgrenzen des Organismus hinweist.

Fördernd kommt hinzu, daß wir eine ganze Art von Straftechniken kennen, die aus dem physischen Bereich hinausreichen und psychologische Streßsituationen schaffen, denen das Kind nicht mehr gewachsen ist. Die Angst vor dem »schwarzen Mann« ist nur ein Beispiel. Ein anderes ist der

Fall des Jungen, dem ein auf einen Streit folgendes Gewitter als »Gottesstrafe« angelastet wird.

Kindsentführungen – gerade der letzten Zeit – halten die Eltern zu erhöhter Sorgsamkeit an. Dies bedingt notwendigerweise weitere Einengungen und verstärkte soziale Kontrollen. Damit wird nicht nur Lebensqualität herabgemindert, sondern der Freiraum begrenzt, in dem das Kind sich vom Streß erholen könnte, um so gewappnet zu sein für künftige Konflikte. So verlernt es – wenn es sie je erworben hat – die Techniken, die notwendig sind, um Krisen zu begegnen. Dies begründet wahrscheinlich die häufig übersetzten kindlichen Reaktionen auf Konflikte: Selbstmord wegen einer schlechten Schulnote z.B. Hinzu kommt, daß wir gemeinhin Probleme von Kindern und Jugendlichen als banal betrachten. Dies betrifft vor allem den affektiven Bereich. Daß Mädchen oder Jungen sich das Leben nehmen können wegen einer verlorenen Liebesbeziehung, ist uns ganz unverständlich. Und das Mädchen, das in seinem Liebeskummer drei Tabletten schluckt, weil das Leben ohne seinen »geliebten Freund« keinen Sinn mehr habe, »spielt Theater« oder will sich nur »wichtig« machen. Es wird im Spital, wenn es überhaupt dorthin kommt, auch entsprechend behandelt. Ein ganzes Potential an Aggressivität wird ausgeschüttet, weil man keine Zeit für Menschen hat, die »sich selbst krank machen«. Der jugendlich-appellative Aufruf, doch bei der Lösung des Konfliktes behilflich zu sein, wird entweder nicht gehört oder dadurch negiert, daß der »Patient« zur weiteren Abklärung der Psychiatrie zugeführt wird. Daß Kinder und Jugendliche auf diese Art und Weise keine Verhaltensmuster erhalten, nach denen sie sich in Krisensituationen richten können, liegt auf der Hand.

Soziale Kontrolle umfaßt ja immer zwei Aspekte, den der Normübernahme – notfalls durch Zwang –, aber vor allem den der Hilfeleistung und Begleitung in Krisensituationen, ein Gesichtspunkt, der häufig zu kurz kommt und dem selbstmörderischen Verhalten Vorschub leistet.

So stellt sich letztlich die Frage, wer sich nun eigentlich mit dem Phänomen des Selbstmordes zu befassen habe: der Arzt, der Seelsorger, der Psychologe? Bedarf es überhaupt eines ›akademischen‹ Berufsstandes? Der Arzt wird unabdingbar sein, wenn es um die ersten medizinischen Notfallinterventionen geht. Und auch dann, wenn wir die These aufrechterhalten, nach der der Selbstmord das Ende einer krankhaften Entwicklung darstelle. Wenn wir den Psychiater für zuständig erklären, verbannen wir das Selbstmordverhalten in den pathologischen Bereich und negieren, daß wir es sehr häufig mit durchaus verständlichen Reaktionen zu tun haben, weil andere Möglichkeiten zur Lösung von Konflikten nicht mehr zur Verfügung gestanden haben oder versandet sind. Und dies tangiert natürlich auch das Problem, in welchem Maße der Mensch ein Anrecht auf seinen selbstgewählten Tod habe. Die relative Lösung des Problems

scheint sehr viel mehr im präventiven Bereich zu liegen. Konfliktfelder sind normal und nicht zu vermeiden. Sie dürfen aber nicht dadurch entstehen, daß dem Leidenden Kommunikationsmöglichkeiten nicht offenstehen, deren er sich bedienen könnte, um Auswege aus seiner Krise zu suchen und zu finden. Dem entspricht ja unsere Definition des sozialen Wesens: eigenes Wesen dadurch steigern zu können, daß es am fremden gemessen wird.

Vermutlich bedarf es auch gesellschaftlicher, struktureller Veränderungen. Gesellschaftliche, soziale Kontrolle darf nicht durch ihre Normansprüche zu Einengungen führen, sondern sollte bestrebt sein, die vier großen Kreise menschlichen Lebens – das Sein, Scheinen, Haben und Fühlen – in ihrem Einklang zu schützen. Dies erfordert die Schaffung von Freiräumen und sozialen Übungsfeldern, in denen Lösungen sozio-affektiver Konflikte trainiert werden können und bei Bedarf hilfreich korrigiert werden. Dies bedeutet wohl auch, daß die Schwachen nicht zu schwach und die Starken nicht zu stark sein sollten. Selbstmörderisches Verhalten ist Verbalisierung von Konflikten und damit Sprache. Niemand sollte sich nur deshalb das Leben nehmen müssen, weil wir seine Sprache nicht verstanden haben.

Eine Gesellschaft läßt sich ja immer danach bemessen, wie sie mit den Schwachen umgeht.

Dr. iur. et phil. Jörg Schuh
»Les Graubes«
1565 DELLEY